Zeitschrift: Bündnerisches Monatsblatt : Zeitschrift für bündnerische Geschichte, Landes- und Volkskunde

Herausgeber: F. Pieth

Band: - (1946)

Heft: 4

Artikel: Oberwalliser romanische Ausdrücke, die mit den Walsern nach Graubünden wanderten

Autor: Jud, J.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-397268

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Chur April 1946 Nr. 4

BÜNDNERISCHES MONATSBLATT

ZEITSCHRIFT FÜR BÜNDNER. GESCHICHTE, LANDES- UND VOLKSKUNDE

HERAUSGEGEBEN VON DR. F. PIETH

ERSCHEINT JEDEN MONAT

Oberwalliser romanische Ausdrücke, die mit den Walsern nach Graubünden wanderten

Von J. Jud

An der Jahrestagung des Geschichtsforschenden Vereins von Oberwallis (5. Oktober 1943) hielten zwei Bündner und ein Zürcher, die mehr als einmal „Walserfragen" miteinander erörtert hatten, drei Referate über einige Aspekte des Walserproblems: Peter Liver sprach über: Ist Walser Recht Walliser Recht? (erschienen im Bündner. Monatsblatt 1944, p. 37 ff), R. Hotzenköcherle rollte das Problem auf: Die Bedeutung des Wallis für die Erklärung der sprachgeographischen Verhältnisse Deutschbündens (jetzt veröffentlicht im 74. Jahresbericht der Historisch-antiquarischen Gesellschaft, p. 137 ff), und endlich beleuchtete J. Jud eine Frage, die im Titel dieses Aufsatzes zusammengefaßt ist (Eine wesentlich erweiterte Fassung — aber ohne das Schlußwort — mit den ganzen wissenschaftlichen Unterlagen erscheint in der Vox Romanica 8, 34 unter dem Titel: Zur Geschichte der romanischen Relikt-wörter in den Alpenmundarten der deutschen Schweiz). Die drei Vorträge wurden dann — in zum Teil neuer Fassung — wiederholt in einer Sitzung der Historisch-antiquarischen Gesellschaft in Chur (12. November 1943): dieser Artikel entspricht dem in Chur gesprochenen Text.

Der Einleitungssatz des Vortrages erklärt sich aus der Tatsache, daß das Referat Hotzenköcherles zeitlich dem meinen unmittelbar voranging.

Eben hat mein Kollege Prof. Hotzenköcherle eine bemerkenswerte Reihe untrüglicher, archaischer deutscher Wörterübereinstimmungen zwischen den Oberwallisermundarten und den Walsermundarten Graubündens vor Ihrem Ohre defilieren lassen. Nur

wenig beachtet waren bis anhin jene typischen Walserausdrücke westlich und östlich des Gotthards, die die germanischen Sprachforscher aus urdeutschem, d. h. aus echt deutschem, germanischem Stamm nicht herzuleiten vermögen: diese nach ihrer Herkunft dunkeln Wörter sind jedoch in der lebenden Mundart so ausgezeichnet eingedeutscht, daß nur ein historisch geübtes Germanistenauge und ein ebenso versiertes Romanistenauge ihren nichtdeutschen Stammbaum zu erkennen vermögen. Wir wollen hier gleich eines dieser nichtdeutschen Wörter etwas genauer ansehen. Bis in den Anfang des 19. Jahrhunderts war für den Bauer der schweizerischen Alpentäler zwischen Genfersee und Martinsbruck die Gewinnung des aus dem Kernholz der Lärche durch Bohrlöcher herausgeholten Harzes ein willkommener Nebenverdienst. Die sogenannten Lärchenharzer, im Engadin *largiadèr* genannt, die ihren Ertrag meistens italienischen Terpentinfabriken verkauften, bezeichneten im Walserischen Graubündens das Lärchenharz mit dem Ausdruck *Lertschene*, *Lörtschene*. Es lag nahe, die Bezeichnung *Lertschene* einfach mit dem Namen des Baumes *Lärche* zu verbinden, aber Schwierigkeiten bereitet, abgesehen vom Vokal *ö*, auf den ich jetzt nicht eingehe, besonders das *-tsch-* von *lertschene*, das lautlich mit *lärche* kaum vereinbar ist. Nun wohnten ja im Mittelalter die Walser in Graubünden mitten in einer rätoromanischen Bevölkerung, die ihnen manches romanische Wort geborgt hat. Aber die Einsicht in den Wortschatz der Rätoromanen lehrt uns eindeutig, daß alle rätoromanischen Mundarten für Lärchenharz nur eine Bezeichnung kennen: surselv. *largáu*, obereng. *largió*, Formen, die auf eine lateinische Grundform *laricatu* zurückgehen, eine Ableitung von der lateinischen Bezeichnung der Lärche, *larix*, *-icem*. Also das walserdeutsche *lörtschene* läßt sich mit rätoromanischem *largau* nicht vereinigen, vielmehr muß das walserdeutsche *lertschene* Graubündens mit dem genau entsprechenden *Lertschina*, *lörtschina* des Oberwallis verbunden werden. Dieses deutschoberwalliser Wort findet nun seinerseits seine genaue Vorstufe in den benachbarten lombardischen Mundarten südlich des Simplons, aber auch in den frankoprovenzalischen Mundarten westlich von Siders, die für Lärchenharz die Formen *laržina*, *lažina* kennen, Formen, die auf eine ältere Stufe **laredžína* zurückgehen. Dieses altromanische *laredžína* ist aber so zu deuten: wie von lat. *ilex* ‚Eiche' das Adjektiv *ilicínu* ‚eichen', so wurde von *larix* ein Adjektiv *laricínu* gebildet: *resína laricína* war

im romanischen Alpengebiet des Tessin und des Wallis die übliche Bezeichnung des bereits im Altertum für therapeutische Zwecke verwendeten Lärchenharzes. Dieses altromanische *laredžina* haben die deutschen Oberwalliser sehr früh entlehnt als *lertschene*, das hierauf aus dem Oberwallis mit den ausgewanderten Walliserbauern nach Graubünden verpflanzt worden ist. Im deutschen Oberwallis sind zwei Varianten desselben Wortes bezeugt: eine Form *lertschene* mit *r* vor *tsch*, eine Form *letschene* ohne *r* vor *tsch*. Diese deutsche Doppelform *lertschene*, *letschene* findet ihre genaue Entsprechung bei den benachbarten mundartsprechenden französischen Wallisern westlich von Siders: so sagt man in Montana und Lens: *larzəna* mit *r*, aber im Val d'Anniviers *lažəna* ohne *r*: also *letschene* des deutschen Oberwallis geht parallel mit romanisch *lažena*, *lertschene* mit romanisch *laržena*. Und bei dieser Sachlage wird man geradezu zur Vermutung gedrängt, daß die deutschsprechenden Oberwalliser ihre beiden Lautformen *lertschene* mit *r* und *letschene* ohne *r* direkt aus der Sprache der romanischen Bevölkerung übernahmen, die im obersten Rhonetal vor den aus dem Norden ins Wallis einbrechenden Alemannen ansässig waren und bald von den deutschsprechenden Alemannen absorbiert wurden. Die lautliche Sezierung und die sprachgeographische Situierung der Walserform und der beiden Oberwalliser Lautvarianten *letschene* und *lertschene* läßt ein ganzes Kapitel der Alemannisierung des obersten Rhonetales und der Verpflanzung des Oberwalliser Wortschatzes nach Graubünden vor unseren Augen abrollen. Der Fall *lertschene* ist ein geradezu wegweisendes Musterbeispiel eines Oberwalliser Wanderwortes, das vom Oberwallis über Hinterrhein bis nach Davos vorgedrungen ist. Aus einem Dutzend analoger, bisher nicht anerkannter Walliserwörter nichtdeutscher Herkunft möchte ich kurz noch einige Beispiele vorlegen, von denen jedes seine eigene Geschichte aufweist.

Die Nutzung des Waldes ist ein ökonomisch wichtiger Bestandteil des Haushalts der Berggemeinde wie des Bergbauern: wir wundern uns also nicht, daß die Walser zwei eigene Namen von Bäumen aus dem Wallis nach Graubünden mitgebracht haben, die den deutschen ostschweizerischen wie den rätoromanischen Mundarten Graubündens fremd sind. Die Bezeichnung der *Arve* lautet im Wallis *Arba*, das bekanntlich im Wortstamm übereinstimmt mit dem regionalfranzösischen *arolle*, das im Ortsnamen Arolla weiterlebt. Auch die Walser Graubündens kennen

für die Arve das mit der Oberwalliser Form *Arba* übereinstimmende *Arbe*, das sie nur aus dem Wallis haben einführen können, weil die Rätoromanen Graubündens für die Arve ein ganz anderes Wort, nämlich *dschember*, ebenfalls vorrömischer Herkunft, brauchen. Und ebenso ist der Name der Bergföhre, Oberwallis *Tēla*, das etymologisch mit westschweizerisch *daille* zusammengehört, wiederum bei den Walsern Graubündens vertreten, jedoch ohne Entsprechung bei den Rätoromanen Graubündens. Aber es sei mir gestattet, hier auf zwei andere im Bergwald der Walser Bauern liegende erratische Blöcke aufmerksam zu machen, die in dem deutschen Oberwallis heimatberechtigt sind.

Die im Moosboden des Waldes hellrot leuchtenden Preißelbeeren werden in einem Teil der Walsermundarten Graubündens als *grifle* bezeichnet: derselbe dunkle Name stellt sich auch westlich des Gotthards im Oberwallis wie im Haslital ein, ja sogar in dem jenseits des Simplon gelegenen südlichsten Walservorposten, Alagna, im Sesiatal. Dieses seiner Herkunft nach dunkle Walliser Wort *grifle* treffen wir neuerdings als Bezeichnung der Preißelbeere bei den Lombarden des Eschentals, des Ossolagebietes, in der Form *grígul*, das auf einem ältern *grívul* beruht, ferner bei den Piemontesen der Valsesia: *gríule*, aus älterem **grívule*. Wiederum handelt es sich hier um einen altromanischen Fremdling, der zunächst in der Mundart der deutschen Oberwalliser sich eingenistet hat und dann mit den Walliserbauern nach Graubünden gewandert ist.

Schwerer zu enträtseln war die Bezeichnung eines Geräts, das die Walser Holzarbeiter Graubündens täglich brauchen: ein eiserner Keil, durch dessen dickes Ende ein eiserner Ring geht, an welchem eine Kette oder ein Seil befestigt wird, um gefällte Baumstämme, in deren Kopfende der Keil eingestoßen ist, wegzuschaffen. Die Walser Graubündens nennen diese Ziehvorrichtung *gúntel*, seltener *gúndel*. Derselbe Name *Guntel* für genau dasselbe Gerät taucht wieder auf im Oberwallis und im Berner Oberland. Was aber bis anhin nicht bemerkt wurde, war die Tatsache, daß dasselbe Gerät auch im ganzen romanischen Wallis hinunter bis an den Genfersee und von da bis in die Westalpen hinunter mit *koumanlye* bezeichnet wird. Aus einer altromanischen Grundform *koumanlye* entstand mit deutscher Anfangssilbenbetonung, mit Reduktion der Mittelsilbe *a* und mit Ersatz der ungewohnten Konso-

nantenfolge *nl* durch *ndl*, *ntl*, die in den deutschen Wallisermundarten allgemein übliche Form *Guntel*, das die Walser nach Graubünden verpflanzt haben. Bei der Bezeichnung der Preißelbeere: *grifle*, wie bei der des Holzkeils, des *Guntels*, wird man wiederum zur Annahme gedrängt, daß die deutschen Oberwalliser diese gut eingebürgerten, aber undeutschen Wörter den vor ihnen im Rhonetal ansässigen Romanen entlehnt haben.

Bei der Durchsicht der charakteristischen Terminologie des Hausbaus wie der Stalleinrichtung fällt uns auf, daß auf diesem Gebiet die Walser Graubündens keine altromanischen Lehnwörter aus dem Wallis mitgebracht zu haben scheinen. Für das Fehlen altromanischer Ausdrücke im Sektor des walserischen Hauses wird sicher der Gegensatz: Vorwiegen des Holzbaus bei den Alemannen, des Steinbaus bei den Rätoromanen eine gewisse Rolle spielen; aber vielleicht ist auch daran zu erinnern, daß die Oberwalliser Bauern bei der Neubesiedlung der Hochtäler Graubündens bereits auf eine alteinheimische Bautradition der Rätoromanen trafen, die den etwas anders gearteten klimatischen und wirtschaftlichen Lebensbedingungen Graubündens vielleicht besser angepaßt war als diejenige des Oberwallis.

Dagegen war von vornherein zu erwarten, daß die bündnerischen Walser aus ihrer Heimat gewisse technische Ausdrücke mitbrachten für die Arbeitsvorgänge beim Käsen in der Sennhütte wie für die Hut der Viehherde auf der Alpweide. In der Älplersprache, in der Sprache des Käsers und des Meisterhirten auf der Alp, fallen einige dunkle, nichtdeutsche Wörter auf, von denen ich Ihnen kurz zwei vorstellen möchte. Wenn der Gomser Käser im großen Kessel über dem Feuer die am Vorabend und am Morgen gemolkene Kuhmilch mittels des Brechers beständig auf 35–38 Grad umrührt, so scheiden sich allmählich Käseteilchen aus, die im unteren Teil des Kessels sich zu einer Käsemasse zusammenballen. Diese Käseteilchen, und oft auch die am Grund des Kessels gebildete Käsemasse, heißt bei den Walsern Graubündens *Brischete*, *Brítschete*. Dasselbe Wort ist im größten Teil des Berner Oberlandes mit derselben Bedeutung unter der Form *Britsche* bekannt, aber im Oberwallis ist bis jetzt das Wort noch nicht zum Vorschein gekommen; denn im Goms braucht man für diese Käseteilchen den Ausdruck *búllere*, der vereinzelt auch in Graubünden wieder auftaucht. Das bis jetzt nur im Berner Oberland

nachgewiesene *Britsche* kann nach Graubünden als *Brítschete* kaum anders als über das Wallis durch die Walser mitgebracht worden sein, da die Rätoromanen Graubündens das Wort *britsche*, *britschete* nicht kennen. Das Walser Wort *Britschete* ist eine Ableitung von *Britsche*, wie *Löfflete* von *Löffel* und *Mässerete* von *Mässer* und *Hauete* vom Verbum *hauen*. Dieses *Britsche*, das im Berner Oberland bezeugt ist, geht auf ein bei den mundartsprechenden romanischen Wallisern und Freiburgern übliches Mundartsubstantiv ‚*bretse*' zurück, das zum Verbum *bretsí*, *bretschí* in der Bedeutung von ‚gerinnen' (von der Milch) gehört. *Bretsí*, *bretschí* ist, wie E. Kleinhans nachgewiesen hat, zu einem gallischen Wort *brisco* ‚brüchig' zu stellen; denn die Milch bricht ja beim Erhitzen im Käsekessel in das Käsewasser und in die einzelnen Käseteilchen auseinander. Mit den Walsern ist also dieses Unterwalliser Wort vom bernischen Oberland bis in die äußersten Walserkolonien über einen Weg von mehr als 300 km nach Osten vorgestoßen.

Ein zweites Beispiel, das ich bei anderer Gelegenheit vor dreißig Jahren besprochen habe, betrifft einen Ausdruck, der heute nur noch in der alten, über ihrer Eigenart stets wachsamen Walserkolonie in Davos üblich ist. Abends fünf Uhr molk man auf der Davoseralp die Kühe bei der Sennhütte, um sie nachher wieder auf die Weide zu treiben. Den im Stundenplan des alpinen Hirten wichtigen Zeitpunkt des Melkens am Nachmittag bezeichnet man als *óttofa*. Sie erkennen unschwer im davosischen *óttofa* das ebenfalls bei den Hirten im Oberwallis übliche *óttofa* zur Bezeichnung der Melkzeit der Herde nachmittags drei Uhr. Beide Wörter, das davosische *óttofa* und das Oberwalliser Wort *óttofa*, die heute mehr als 300 km auseinanderliegen, sind, wie der Redaktor des Artikels *óttofa* im deutschschweizerischen Wörterbuch vor einem halben Jahrhundert bereits erkannt hat, lateinischen Ursprungs: es handelt sich um ‚*hora octava*', die achte Stunde vom Morgen an gerechnet. Theoretisch könnte man annehmen, *ottofa*, das in Davos üblich ist, sei von den benachbarten Rätoromanen geborgt worden, aber die rätoromanische Hirtensprache kennt kein ‚octava hora'. So darf man angesichts der bereits aufgezählten Beispiele der Übereinstimmung altromanischer Lehnwörter in den Walliser-mundarten und Walsermundarten östlich und westlich des Gotthards in *óttofa* einen aus dem Oberwallis nach dem äußersten Grau-

bünden verschleppten Ausdruck des 12. Jahrhunderts sehen. Aber das *óttofa* des deutschen Oberwallis ist im romanischen Unterwallis und Val d'Aosta beheimatet. Ohne Kenntnis der Oberwalliser und Davoser Formen hat der Neuenburger Romanist Prof. Jeanjaquet vor bald 40 Jahren in den Mundarten von Evolène das Wort *eitchyèva* aufgezeichnet mit der Bedeutung ‚la seconde traite de la journée qui a lieu sur les alpes vers deux heures de l'après-midi'; dasselbe ist im Entremont und im Val d'Aosta festgestellt, später auch von Professor Franz Frankhauser in Troistorrents *(etschièva)* wiederum mit dem Stift festgehalten worden. Ja sogar im Zentrum Frankreichs, im Rouergue, findet man *outjabo* ‚temps pendant lequel les troupeaux, au milieu du jour, restent enfermés'. Das ottofa der deutschen Oberwalliserhirten stützt sich also im Westen auf ein ‚*eitschyèva*' seiner welschen Mittel- und Unterwalliserkameraden. Schon die lautliche Form *ottofa* des Oberwallis, die dem lat. *octava hora* noch näher steht als die lautlich fortgeschrittene abweichende romanische Form *eitschyèva*, läßt von vornherein auf ein hohes Alter der Entlehnung schließen. Die zweite Tatsache nun, daß das bei den Walsern in Davos lebende *ottofa* mit den Walsern aus dem Oberwallis ausgewandert ist, beweist die Vitalität des Wortes im Oberwallis schon für das 13. Jahrhundert. *ottofa* in Davos, das wie ein erratischer Block in rätoromanischer Umwelt liegt, zeugt aber auch für die wunderbare Zähigkeit walserischer Sprachüberlieferungen in Graubünden.

Der Walser Graubündens hat aus dem Rhonetal nicht nur Ausdrücke des Holzhauers wie *Lörtschene*, *Guntel*, solche des Käsers wie *Britschete*, solche des Hirten wie *ottofa*, sondern auch einen alpinen Jägerausdruck mitgebracht, dessen Bedeutung und Verbreitung mir in den letzten Monaten klar geworden ist. Bekanntlich verschlafen die Murmeltiere fast zwei Drittel des Jahres in ihren Winterhöhlen, bis der Frühling sie zu neuem bewußtem Leben weckt. *'s Murmeli hat sich z'marfle gleit, sich z'marfle gschlage*, sagt man im Berner Oberland und ähnlich im deutschen Oberwallis wie in einigen Dörfern des walserischen Graubündens. Also ein Verbum *marflə*, zu dem auch ein Substantiv *marfel* gehört. Weder das Verbum noch das Substantiv sind meines Wissens im Rätoromanischen Graubündens oder im Tessin bis heute nachgewiesen, wohl aber, wie ich beim Durchlesen der westschweize-

rischen Wortverzeichnisse feststellte und der Redaktor des Glossaire der Patois de la Suisse romande, Ernst Schüle, bestätigte, im Ober- und Unterwallis. So bedeutet etwa in Miège das Verb *mèrvouèlyè* ‚faire le sommeil d'hiver'; ebenso in Montana *mirolyè*, in Hérémance *mèrolyè*, die alle auf einen Verbalstamm *marv-* zurückgehen, der auch dem deutschmundartlichen Verbum *marfle* ‚den Winterschlaf antreten' zugrunde liegt. Das Verb *marfle* hat aber noch eine zweite Bedeutung; der Berner sagt: ‚*mə marflə schiər beide Händ*' ‚mir werden beide Hände steif vor Kälte', ein Adjektiv, das auch die Rätoromanen in *marvel*, *marvet*, *marf* kennen; es handelt sich hier um ein gallisches Wort mit der Bedeutung ‚tot', ‚leblos'. Im Winterschlaf scheinen die Murmeltiere ‚leblos' zu sein wie auch die vor Kälte steifen Finger gewissermaßen der Blutzirkulation, d. h. des Lebens verlustig zu gehen im Begriffe sind. Der alpine Jägerausdruck *marfle* ‚den Winterschlaf antreten', auf das Murmeltier angewandt, wie das westschweizerische *mèrvouèlyè* blieb haften als gallisches Wort im Gedächtnis des Walliser Bergbauern östlich und westlich von Siders im ganzen Rhonetal während zwei Jahrtausenden; die Bündner Walser haben dieses Verbum *marfle* aus dem Oberwalliser Bereich in ihre neuen Wohnsitze östlich des Gotthards mitgebracht und den gut eingedeutschten gallischen Jägerausdruck mit derselben Zähigkeit wie ihre engeren Landsleute im Wallis bis heute festgehalten.

Als letztes Beispiel möchte ich noch einen ganz besonders eigenartigen Fall besprechen, der in der Kategorie eines Bedeutungslehnwortes im romanisch-deutschen Grenzgebiet einzureihen ist. Bekanntlich wird die Milch nach dem Melken auf der Alp gesäubert: die Milch wird geseiht: man gießt sie aus dem Melkeimer in ein Gefäß, wobei die Milch durch ein trichterförmiges Gefäß, die *folle*, rinnt, dessen unteres Ende mit einem Lappen oder mit grünem Tannenreisig und mit Wurzelfasern verstopft ist. Das deutsche Verbum *seihen* ist in den ostschweizerischen Mundarten in der Form *seie*, *sige*, *sie* gut bekannt, auch manche Walsermundarten Graubündens brauchen das Wort, ebenso ein Teil des deutschen Oberwallis. In den westlich des Gotthards gesprochenen alpinen Mundarten, vom Jauntal übers Berner Oberland bis in die Innerschweiz, auch ein Teil des deutschen Oberwallis, die südlich des Simplon gelegenen Walserkolonien Alagna, Pomat, Gurin, sogar zwei Walsermundarten: Valendas und Obersaxen brauchen an

Stelle von ‚seihen' das deutschschweizerische Verbum: *richte*: also eigentlich der Milch durch den Seihtrichter den Weg weisen in die Gebse, in die die geseihte Milch hinunterfällt. Nun hat schon vor bald 40 Jahren mein glarnerischer Studienfreund, Dr. Christian Luchsinger, gesehen, daß man in den lombardischen Mundarten des Eschentals, des obern Tessins die Tätigkeit des Milchseihens mit dem Zeitwort *deržər,* das dem lateinischen *dirigere* entstammt, bezeichnet. Es liegt also dem mundartlichen Verb ‚*deržər*', lat. *dirigere*, genau die gleiche Vorstellung zugrunde: einige rätoromanische Mundarten des oberen Vorderrheintales, der sogenannten Cadì, kennen dasselbe lat. *dirigere* als ‚*deržər*' ebenfalls in der Bedeutung ‚seihen'. Außerhalb dieser um den Gotthard liegenden Wortzone, wo man für seihen ein Verbum braucht, das eigentlich ‚richten' bedeutete, bezeichnet keine romanische Sprache, von Rumänien bis Portugal, die Tätigkeit des Seihens der Milch mit einem Richtungsverb. Also müssen die geographisch im Gebiet westlich, südlich und östlich des Gotthards nebeneinanderliegenden Ausdrücke: *richten*, romanisch *dirigere*, *deržer* mit derselben Grundvorstellung irgendwie genetisch zusammenhängen. Entweder muß das im Eschental und im Tessin wie in der Surselva belegte *dirigere: deržer* seine Bedeutung ‚Milch seihen' vom alpindeutschen *richten* entlehnt haben, oder umgekehrt: das deutschschweizerische *richten* muß in seiner besonderen Bedeutung ‚seihen' dem romanischen: *dirigere* verpflichtet sein. Vorläufig neige ich aus sprachgeographischen Erwägungen eher zur Auffassung, daß die Entlehnung auf deutschschweizerischer Seite liegt. Wie dem nun auch sei, sicher handelt es sich hier um den ganz einzigartigen Fall eines in seiner Grundbedeutung ‚richten' gleichgeschalteten Verbums zur Bezeichnung des Seihens der Milch, und zwar im Umkreis der romanischen und deutschen Mundarten des Gotthardmassivs, der Urzelle des Unabhängigkeitswillens unserer Heimat.

Warum forschen wir mit solch leidenschaftlicher Wissensfreude und ungestümem Erkenntnisdrang nach den ehrwürdigen Zeugen alter sprachlicher, sachlicher, wirtschaftlicher und politischer Querverbindungen vom romanischen Süden nach dem deutschsprachigen Norden, vom deutschen Oberwallis zu seinen deutschsprachigen Deszendenten, den Walsern südlich des Monte Rosa und des Simplon, in östlicher Richtung zu den noch zahlreichen Walsern Graubündens? Durch den von Norden nach Süden gerichteten

Vorstoß der Alemannen aus dem Berner Oberland ins Oberwallis, durch den von Norden nach Süden über den Gotthardpaß hergestellten Kontakt der Innerschweiz mit dem oberen Tessin, durch den Vorstoß der Walliser Bauern über die Furka und die Oberalp, wie über den San Bernardino in das Rheingebiet Bündens und des Vorarlbergs, durch alle diese Querverbindungen also wurden Brükken geschlagen über schwere natürliche Hindernisse hinweg, aus dem alemannischen Siedlungsraum in den altromanischen Kulturraum. Man spricht und hört oft von dem europäischen Wunder der Schweiz, die mitten in einem von nationalen und sprachlichen Leidenschaften zerrissenen Europa dennoch die Zusammenarbeit viersprachiger Bauern und Städter zu erreichen verstanden habe. Doch dürfen wir dabei nicht vergessen, daß diese anscheinend reibungslose Zusammenarbeit von heute seit Jahrhunderten im Rahmen der altschweizerischen Orte und Staaten vorbereitet wurde.

An die 1291 gegründete dreiörtige Eidgenossenschaft der Urschweiz fand früh Rückhalt die anderssprachige Leventina, die bereits aus eigener Kraft sich weitgehende Freiheitsrechte gegenüber Mailand zu sichern verstanden hatte. Im Oberwallis waren im selben Trutz- und Schutzbund des „Valais épiscopal" vereint die deutschsprachigen Walliser oberhalb Siders und die romanischsprachigen Valaisans zwischen Siders und Sitten; in Alt fry Rätien schlossen sich sogar Bauern von drei Sprachkreisen zur einheitlichen Verteidigung ihrer Rechte und ihrer Unabhängigkeit zusammen. In diesen kleinräumigen alpinen Staatsverbänden, in denen also verschiedensprachige Bauern und Bürger zu gemeinsamem Kampf gegen den äußern Feind auf dem Schlachtfeld sich einten und nachher zur Bewältigung und Lösung innerer ökonomischer und politischer Fragen auf dem Landsgemeindeplatz oder in der Ratsstube sich auseinandersetzten, wurde der Wille zu sprachlicher Gleichberechtigung täglich neu geschult und immer wieder auf die harte Bewährungsprobe gestellt.

In der Tat wäre es eine der schönsten Aufgaben eines jungen Historikers, die Linie der jahrhundertelangen Lehrzeit nachzuziehen, deren wir bedurften, um eine von uns immer deutlicher gewollte und nicht von außen diktierte Gleichberechtigung von vier selbstbewußten Kultur- und Sprachgruppen innerhalb der Schweiz in weitem Umfange zu erreichen. Und gerade hier ist das, was uns das zweisprachige Wallis und das dreisprachige Graubünden lehren

können, besonders aufschlußreich. Das Wallis und das heutige Graubünden waren bis 700 rein romanische Landschaften, beide zu einer kirchlich-administrativen und geistigen Einheit zusammengefaßt im Rahmen der Diözesensprengel der Bischöfe von Sitten und Chur, der unmittelbaren Nachfolger der verschwundenen römischen Statthalter und Beamten: Der Einbruch der Alemannen, der deutschsprachigen Oberwalliser, im oberen Rhonetal und später der Walser in den oberen Talstufen mancher Seitentäler des Rheins hat die einsprachige civitas Vallensium und die im 13. Jahrhundert noch überwiegend romanische Raetia Curiensis zu zweisprachigen resp. dreisprachigen Ländern umgewandelt. Im Wallis sitzen die Alemannen, die über Leuk langsam bis an die Mündung der Navisance hinunterstoßen, ja sogar den französischen Charakter der alteingesessenen Bürgerschaft des Bischofsitzes Sitten zeitweise in Frage stellten, in einem festgeschlossenen Block von der Furka bis nach Siders hinunter: die Alemannen heben sich also scharf ab von dem nach Bevölkerungszahl größeren romanischen Block, der von Siders bis an den Genfersee reicht. Jedem Kenner der von dramatischen Höhepunkten so erfüllten Geschichte des Wallis ist vertraut der im 13. bis 16. Jahrhundert so spannungsreiche Gegensatz des „bischöflichen Wallis" zwischen Sitten und Furka gegenüber dem „Valais savoyard" zwischen Sitten und Genfersee. Gegen den immer wieder hartnäckig neu einsetzenden Versuch der Savoier Herzöge, das ganze Wallis zu einer Provinz ihres Stammlandes zu degradieren, hat das bischöfliche Oberwallis, d. h. das deutsch-romanische Oberwallis zwischen Sitten und Furka die staatliche Unabhängigkeit der ganzen civitas Vallensium in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts durchzusetzen und zu behaupten vermocht. Im bischöflichen Oberwallis waren die deutschsprechenden Alemannen – nach Zahl, Vitalität und Initiative – den Romanen zwischen Siders und Sitten stark überlegen. Ohne die verbissene Zähigkeit der politisch so realistischen deutschsprachigen Oberwalliser wäre das Wallis der Eidgenossenschaft vielleicht endgültig verloren gegangen. Aber bei diesem Lob der politisch führenden Oberwalliser dürfen wir nicht ganz vergessen, daß innerhalb des ganzen Wallis von der Furka bis an den Genfersee der deutschsprachige Landesteil schon im 15. und 16. Jahrhundert eine Minderheit darstellte. Diese alemannische Minderheit, die allerdings im bischöflichen Wallis oberhalb Sitten eine Mehrheit

war, hat das eroberte Unterwallis, das Valais savoyard, verwaltet als Untertanenland, etwa nach denselben Grundsätzen wie die altschweizerischen Orte der Eidgenossenschaft ihre Vogteien nördlich und südlich des Gotthards. Der Zweisprachigkeit der Bevölkerung des Kantons Wallis, bei deutlichem Überwiegen des romanischen Anteils, stand gegenüber die fast ausschließlich deutsche Verwaltungssprache der in Brig, Visp, Leuk, Siders, Sitten ansässigen deutschsprachigen regimentsfähigen Familien, die das Deutsche als Staatssprache soweit als möglich bis zur französischen Revolution festzuhalten versuchten.

In Graubünden verläuft die durch die Niederlassung der Walser hervorgerufene deutsch-romanische Symbiose in anderer Richtung. Die aus dem Oberwallis auswandernden Walser trugen aus ihrem Heimattal mit sich nach Graubünden die lebendige Erinnerung an jene außergewöhnlich heftigen Kämpfe des bischöflichen Oberwallis gegen die Savoyer Fürsten und den mit den Savoyern verbundenen Feudaladel: wie das Beispiel der englischen, irischen, deutschen, litauischen Siedler in Amerika lehrt, bleiben Erinnerungen an schwere politische und wirtschaftliche Krisen des Mutterlandes oft lebendiger im Gedächtnis der weggezogenen Kolonisten haften als bei den in der europäischen Heimat zurückgebliebenen Volksgenossen. Es steht nicht in meiner Kompetenz, den Anteil der bündnerischen Walser, die aus dem von inneren schweren Auseinandersetzungen erschütterten Wallis wegzogen, am Aufbau der drei Bünde abzuschätzen und zu werten: die Geschichte des Zehngerichtenbundes läßt uns ahnen, wie beharrlich und zielbewußt die Walser der politisch meist führenden Landschaft Davos das Ziel der Befreiung der dem Bund angeschlossenen Gebiete zu erreichen verstanden haben. Aber für den politischen Aufbau und das sprachliche Gleichgewicht im romanisch-deutschen Freistaat Graubünden war es ein Glück, daß die Walser nicht wie im Wallis einen von den Romanen säuberlich gesonderten und in sich geschlossenen Siedlungs-raum besetzen konnten: die älteren Walsersiedlungen sind im vorwiegend romanisch-italienischen Graubünden des 13. und 14. Jahrhunderts deutlich gekennzeichnete Minderheitsinseln. Zwar erringen die Walser die Mehrheit und die Führung im Zehngerichtenbund, sie bleiben aber in starker Minderheit im Gotteshausbund und auch im Grauen Bund. Im Gegensatz zum Wallis, wo im 13. bis 18. Jahrhundert die deutschen Oberwalliser

Familien bei der Führung der Staatsgeschäfte wie des Krieges ein erstaunlich starkes Übergewicht besitzen und zu behaupten vermögen, treffen wir in der bündnerischen Geschichte auf Schritt und Tritt gleichberechtigte Vertreter von führenden Familien aus den drei rätischen Sprachgemeinschaften: die Bergeller: Salis und Castelmur, die Engadiner: Planta und Travers, die Domleschger: Juvalta und Tscharner, die Oberländer: Castelberg, Latour und Vieli, die Walser: Sprecher und Guler. Für die nach 1798 neu aufgebaute 22örtige Eidgenossenschaft, in der an Stelle des einzigen Deutschen der 13örtigen Eidgenossenschaft sich als Staatssprachen zunächst auch das Französische und Italienische durchsetzen, ist wegweisendes und richtungsgebendes Beispiel nicht das Wallis, sondern neben Bern auch Graubünden: in Graubünden wurde jene auf gegenseitige Achtung der sprachlichen und kulturellen Minderheit fußende freiwillige Zusammenarbeit der ihrer alten Kultur und Traditionen bewußten Romanen mit den vielleicht stärker zugreifenden und politisch weniger gehemmten Walsern eingeleitet, jahrhundertelang ausprobiert und vervollkommnet. Die romanische Minderheit des Zehngerichtenbundes des 15. und 16. Jahrhunderts wie die vorwiegend walserische Minderheit des Gotteshaus- und Grauen Bundes waren gleichermaßen Nutznießer der ihnen von der anderssprachigen Mehrheit freiwillig zugestandenen sprachlichen und politischen Gleichberechtigung.

Wenn ich oben auf das europäische Wunder der heute täglich geübten organischen Zusammenarbeit von gleichberechtigten viersprachigen Schweizern im Rahmen der heutigen Eidgenossenschaft angespielt habe, so ist nun gleich beizufügen, daß der bedeutsame Ansatz und das richtungsgebende Beispiel zu diesem Wunderwerk weniger bei den Vögten und in den Vogteien der dreizehnörtigen Eidgenossenschaft, der Berner und Oberwalliser, als auf dem Boden und innerhalb der Bünde alt fry Rätiens zu suchen ist. Hier treffen wir auf eine einzigartige und für andere verpflichtende Leistung des romanisch-deutschen Graubündens des 14. bis 16. Jahrhunderts, eine Leistung, deren Bedeutung und Tragweite für den Aufbau der spätern drei- und dann viersprachigen Schweiz hier in der Curia Raetorum gebührend hervorzuheben für mich nicht nur eine Pflicht, sondern zugleich eine Freude und Genugtuung bedeutet.